

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 28 (1938)  
**Heft:** 36

**Artikel:** Das glückhafte Medaillo  
**Autor:** Aellen, Hermann  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647295>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

men. Ich lasse sie nur sprechen, weil ich meine, daß Sie angeht, was sie sagen.“

Bubenberg blieb wortkarg. Merkwürdig, diese Männer, die seine Feinde waren, standen ihm näher als die Emrulabs, Hulussi mit den Goldstaubhänden, selbst Djavid, der sich nun aus irgendeiner Angst vor ihm versteckte und nicht sehen ließ. Seltsam, wie das Schicksal seine Neke warf.

Im Hofe des Hauses vollführten die Hunde einen betäubenden Lärm. Bubenberg kannte die Stimmen, Marduks bissiges Gebell schlug den Ton an. Wenn sie alle ruhig waren, stieß er ein paar drohende Blaffer aus und alle fielen wieder ein.

„Es stört Sie?“ frug der Kabassafal. Bubenberg nickte. Der Hausherr stand auf, öffnete das Fenster und goß den Inhalt einer Schüssel hinab. Der Derwisch tadelte ihn kopfschüttelnd. Menschenspeise ist nicht für die Hunde. Dieser Kabassafal war manchmal schlimmer als ein Gaur!

Ab und zu trat der Hausmeister des Kabassafal herein, stellte sich neben die Tür und hob die Hand. Der Kabassafal ließ ihn kommen und hörte seinen Bericht. Mit jeder Meldung wurde er unruhiger. Aber Bubenberg konnte gar nicht ermessen, um was es ging.

Beim letzten Deffnen der Tür zeigte der Hausmeister in seiner Hand einen gestiegelten Brief. Der Kabassafal entschuldigte sich und trat in eine Nische, um zu lesen.

Als er zurückkam, war er aschfahl und bebte am ganzen Körper. Folgendes war eingetreten: Der Sultan hatte gestern Mirimah kommen lassen und sie war nicht wieder in das Haus des Paschas zurückgekehrt. Auch zur Nacht nicht, was ganz ungewöhnlich war. Ein Trabe des Sultan zeigte ihm nun an, daß es Gott und dem Kalifen notwendig und heilsam erschienen sei, Mirimah auch in Zukunft in der nächsten Nähe und Obhut des Sultans zu belassen. Inshallah!

Als der Kabassafal Bubenberg sah, dem er doch die Ursache an seinem Unglück geben mußte, denn dieser fluchwürdige Gaur hatte schon in Bern die Zwietracht in sein Haus gebracht, verlor er die Beherrschung. Seine Hände suchten an den glatten Stoffflächen seines Gehrocks herum, als ob da ein Schwert oder ein Dolch stecken müsse. Aber das war ja schon alles nicht mehr. Ihre alten Waffen waren ja schon von dem glatten Westen entgiftet, desinfiiziert und wurden als Schmuckstücke gehandelt.

Fortsetzung folgt.

## Sommer

Gold birgst du im reichen Gewande,  
Weit in die blühenden Lande  
Sendest du Glut und Pracht,

Knospen, die kaum entsprossen,  
Hast du werbend erschlossen  
Nach träumender Sommernacht.

Alles bringst du zum Reifen,  
So weit deine Winde schweifen,  
So weit deine Sonne lacht.

Walter Schweizer.

## Das glückhafte Medaillon

Erzählung von Hermann Aellen

Annemarie, die einzige Tochter des städtischen Beamten Philipp Kleinmann und seiner rundlichen Ehefrau Elisabeth hatte es mit ihren zwanzig Jahren zur Kanzlistin beim Steueramt gebracht. Das hieß viel für den Vater, noch mehr für die Mutter, am wenigsten für sie selbst. Denn zwanzig Lebensjahre bei einem Mädchen mit blonden Flatterlächchen und leuchtenden Schalkaugen haben so gar nichts mit Amtswürde zu tun, erst recht nicht über Steuererklärungen und Zahlenreihen . . . Zwanzig Jungmädchenjahre lachen heimlich über das, was ergrauten Herren vom Amt wichtig und würdig erscheint. Zwanzig Jungmädchenjahre sehnen sich in einen Lebensraum hinein, unbestimmt noch vielleicht, ohne genaue Vorstellung des Kommenden, aber erfüllt und aufprießend, wie die Rosenknospe im Morgentau. Hier lebt ein Menschenfrühling dem reisenden, erfüllenden Sommer entgegen.

Schmücke dich für das Fest des Lebens, sei jung und aufgeschlossen der Liebe, die dir irgendwo schon entgegenschreitet, sei bereit, sie mit Gruß und Kuß und Jubel zu empfangen. So sagt es sich still Annemarie, so denken sie alle.

Kein anderes Wünschen, nur das eine: Wann kommt er, den ich lieben werde, wie soll ich ihm begegnen, wie werde ich ihm gefallen?

O, Annemarie ist nicht eitel, nicht einmal kokett, auch nicht anspruchsvoll. Aber seitdem die Freundin von ihrem Liebsten ein goldenes Medaillon am schmalen Kettchen mit seinem Bildnis erhielt, ist sie ein kleinwenig neidisch und seitdem vermag sie den gleißenden Lockungen einer Geschmeideauslage kaum

noch zu widerstehen. Aber da ist doch auch schon hausfraulicher Sparsinn in ihr, der verbietet streng die unnötige Ausgabe. Sparen auf die Aussteuer ist denn doch bei weitem nötiger, denkt sie sich und kann es doch nicht lassen, an das goldene Liebespfand der Freundin zu denken.

Auch heute wieder steht Annemarie mit brennenden Wangen vor dem großen Juwelierladen der kleinen Stadt, lange, lange. Ein goldenes Medaillon in Herzform fesselt sie und hält ihr stilles Wünschen wach. So versunken ist sie in den Anblick, daß sie es nicht achtet, wie ein junger Herr neben sie tritt und mit demselben Recht wie sie die goldene Verlockung bestaunt. Achtet es auch nicht, da sie endlich verdrossen sich losreißt, wie er ihr von weitem folgt bis zur Arbeitsstätte im Rathaus. Und hat auch das wissende Lächeln nicht gesehen, das jetzt um den Mund des jungen Mannes spielt . . .

\* \* \*

Am andern Tage begegnen sie sich wieder zur selben Stunde, am selben Platz. Er spricht sie an wie eine alte Bekannte und siehe, es ist auch so, daß sie ihn kennt, aber nie beachtet hat. Er ist ihr Kollege vom Ammanamt nebenan. Und wie ihr bisher schien, einer der vielen Büromenschen, die gelangweilt durchs Leben bummeln, weil zuviel Aktenstaub über ihrem Denken liegt. Aber jetzt zeigt er sich doch von einer andern Seite, ist galant, aufmerksam, ohne irgendwie zudringlich zu sein. Sie kann seine Begleitung aufs Rathaus nicht wohl ablehnen ohne unhöflich zu sein.

Jeden Tag trifft er sie nun zu derselben Stunde und auf derselben Straße zur Berufspflicht. Sie duldet es und weiß doch, daß sie nebeneinander einhergehen und sich nichts, das zur Seele dringt, zu sagen haben. Aber es schmeichelt ihr doch, daß sie von ihm beachtet wird und schließlich findet sie sich gar bereit, mit ihm eine Sonntagsfahrt ins Blaue hinaus, durch Wald und an einsamen Ruhebänken vorbei, zu wagen.

Er ist nicht ihr Held, ganz gewiß nicht, da wäre so ein Ritter Lohengrin mit seinem Geheimnis ein anderer! Um diesen Heinz Hofmann schwebt kein Geheimnis, nichts ist außergewöhnlich an ihm. Dafür kann er gut rechnen, es ist sein Beruf. Und auch sie rechnet: schließlich kann es nicht fehlgehen, denn er hat seine sichere Staatsstelle und zur Not kann auch sie an der Schreibmaschine sitzen, wie bisher. Dazu flüstert ihr die Freundin zu: „Sei nicht dumm, nimm ihn, er ist bei seinem Chef wohl angeschrieben und wird noch avancieren. Um sich in ihn zu verliehen ist er zu trocken, aber dafür hast du den Mann zur Stütze, wie wir ihn schließlich alle suchen: treu, verlässlich, anspruchslos, und sicher einmal auch ein besorgter Vater. Wenn der nur sein neugeplättetes Sonntagshemd und seinen Braten hat, ist er mit dir zufrieden. Mein Schatz hat's nicht anders und ich liebe ihn doch, vielleicht gar deswegen. Und ein goldenes Medaillon gab er mir doch auch zur Verlobung, du weißt es.“

Lange mußte Annemarie über den guten Zuspruch der glücklichen Freundin nachdenken. Sie ahnte, daß die Entscheidung da war und bei ihr selber lag. Und konnte doch immer noch keinen klaren Gedanken fassen.

Der Sonntag zog strahlend herauf. Daheim aber gab es Bank. Der Vater war am Samstag spät nach Hause gekommen und die Mutter schalt ihn. Unfriede froch häßlich ins Haus und aus allen Winkeln. Und die Mutter schalt auch sie, die Tochter, aus wichtigen Gründen. Das war stets so, wenn an diesem Ehemimmel Wolken aufzogen.

Wie lange sich die Zeit hinzog! Endlich war es Mittag. Wie von einem Alpdruck erlöst schritt Annemarie freudig ihrem Heinz entgegen, ließ sich willig zur nächsten Bank am Waldwege geleiten und ergab sich selig seinem Drängen, ihm doch ein Zeichen ihrer Zuneigung zu schenken. Und da sie nicht sofort sprach, rückte er mit der großen Ueberraschung heraus, mit demselben goldenen Medaillon, das sie sich damals so sehnlich gewünscht.

„Du Guter, du Lieber!“ entfuhr es ihr da, ohne zu wollen. Und nahm das glückhafte Pfand seiner Liebe mit freudezitternden Händen entgegen. Er mußte es ihr um den Hals legen. Behutsam tat er ihr den Liebesdienst.

„Dank, tausend Dank, Heinz!“ stammelte sie. „da hast du mir mein liebstes, geheimes Wünschen erfüllt. Ich hätte dich niemals darum gebeten, so verwegen schien das mir. Und da du nun mein Sehnen geahnt, weiß ich auch, daß deine Liebe echt ist, und daß wir uns verstehen werden, du Guter! Aber, erkenne mich recht: nicht der Preis des Medaillons bestimmt mein Gefühl für dich, wert ist mir dein Liebespfand, weil mir nur wertvoll erscheint, was mit Liebe herausgeföhlt und gegeben wird, mit deiner Liebe, Heinz! Sie hat dich geleitet, jetzt weiß ich's!“

„Annemarie!“ jubelte da der Mann glücklich auf und begrab ihren Mund unter seinen Küffen. Sie ließ es willig geschehen, denn nun hatte ein Ritter Lohengrin wiederum seine Elsa gefunden . . .

\* \* \*

Ueber kurzem war die Heirat. Annemarie schloß ihr Medaillon zutiefst in ihre Kassetten. Nur am Hochzeitstag trug sie es glücklich.

Er war es nicht zufrieden, daß sie das Geschenk der ersten seligen Stunde so verächtlich beiseite schob, und verstand nicht, daß Annemarie doch das Symbol seiner Liebe vor Entweihung schützen wollte. Rein sollte die Erinnerung daran durch ihr Leben strahlen. Was aber alltäglich wird, kann sein Licht nicht mehr leuchten lassen.

Er verstand auch sonst Annemarie nicht mehr. Sie war ihm zu scheu, zu ängstlich, zu streng in ihren Ansichten. Lachen und Scherzen fand er bei seinen Freunden am Jahrtisch und im Kegklub. Und wählte sich getreuer, sorgender Ehemann und bald auch Vater zu sein.

Gewiß, nichts mußte Annemarie in der jungen Ehe entbehren. Die saubere, freundliche Wohnung, die geschmackvollen Möbel verbreiteten wohligen Gehaben im Hausstand. Aber nicht Glück und Verstandesein. Die Ernüchterung war da, ehe sich's Annemarie versah.

Er achtete es nicht, und dachte nur etwa, wenn er sie still und versonnen sah: sie wird schon wieder aufwachen und zufrieden sein, wenn erst das Kindchen da ist. Und ging weiter seines Weges.

\* \* \*

Das Kindchen kam, sah auf eine Stunde ins Licht des Lebens und starb noch in derselben Nacht.

Von da an schlich Annemarie, um Jahre gealtert, wie ein Schatten und stummer Vorwurf durchs Haus. Der Zugang zu ihrem Gatten schien ihr jetzt vollends verschüttet zu sein. Schon spielte sie mit dem Gedanken einer Trennung und Rückkehr zu den Eltern.

Das ging so, bis es auch der Mann nicht länger ertrug und am nächsten Reglabend blieb er verdrossen zu Hause, mit dem Vorsatz, eine klärende Aussprache herbeizuführen.

Sie aber wich ihm sichtlich aus, auch an diesem Abend. Im Gastzimmer, das sie sich längst als eigene Welt, in die sie sich zurückziehen konnte, eingerichtet, saß sie auch jetzt wieder, lange in schweren Gedanken über Erinnerungsstücken ihrer Jugend. Da lag noch die rote Haarschleife des ersten Schultages sorglich aufbewahrt neben dem ersten Kraußelbüchlein, das sie der Mutter abgebetelt. Und da stieß sie auf einmal auch auf das lange unbeachtet gebliebene Medaillon des Mannes, dem sie einst um dieser herbeigesehnten Gabe willen ihre Zuneigung geschenkt. In dieser wehmütigen Stunde der Rückerinnerung erschien ihr die lange Nichtachtung des goldenen Pfandes Verrat an seiner Liebe zu sein, und eine Mahnung zugleich, nicht länger in ihrem kühlen Starrsinn zu verharren. Glänzte denn das goldene Medaillon nicht genau so verführerisch wie damals zur seligen Stunde der Ueberraschung? Und sie hatte sich so verändert?

Entschlossen nahm Annemarie den Talisman in beide Hände und ehe sie sich's versah, lag schon das Kettlein mit dem goldenen Herzen um ihren Hals. Wenn es wahr wäre, daß sie sich doch verstehen und finden könnten! Vielleicht litt er doch auch unter der Trennung. Weshalb wohl blieb er zum erstenmal seinen Freunden fern? Wohlan! Es kam auf die Probe an. Feststellen wollte sie einmal noch, ob der Mann an der Entfremdung litt und gewahr wurde, was er einmal nur getan und nachher versäumt hatte: ihr doch so bescheidenes Wünschen zu erkennen, wie damals.

Langsam schritt sie, wie von einer unsichtbaren Macht angetrieben in die Stube, wie um den Blumenstrauß auf dem Tische zu ordnen.

Der Mann erschraf über ihrem Kommen, sah sie sekundenlang wie eine Geistererscheinung an und suchte nach Worten der Erklärung. Da fiel sein Blick auf das Medaillon im Licht der Lampe. Welch ein Wunder! Sie trägt mein Verlobungsgeschenk ungeheßen! erkannte er freudig.

Vergessen waren da Vorwurf und Feindseligkeit, vergessen, was Trennendes sich in ihre Ehe gedrängt. Die Ahnung, daß sich in diesem Augenblick neue Fäden besseren Verstehens spannen, wurde auf einmal wach in ihm und ein bisher nie gekanntes Glücksgefühl ohnegleichen führte ihn zurück zu seinem stumm verharrenden Weibe.

Lange hielt er das goldene, glückhafte Medaillon in den Händen und ihre Augen trafen sich in stummem Verstehen. Leuchteten auf und endeten die lange Dual. Denn jetzt grüßten und vermählten sich zum erstenmal die Seelen zweier Menschen.